

**Zeitschrift:** FemInfo / Verein Feministische Wissenschaft Schweiz = Association suisse femmes, féminisme, recherche

**Herausgeber:** Verein Feministische Wissenschaft Schweiz

**Band:** - (2018)

**Heft:** 50

**Artikel:** Im transgenerativen Prozess : die Angst als Drehmoment = Dans le processus transgénérationnel : la peur comme point de basculement

**Autor:** Fischer, Jeannette

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1098564>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Die Angst als Drehmoment

JEANNETTE FISCHER • Nicole Reiser, 30 Jahre alt, sucht eine Psychoanalytikerin auf, weil sie unter Panikattacken und Angstzuständen leidet. Sie steht kurz vor dem Ende ihres zweiten Studiums. Die letzte Phase verläuft harzig, ist immer wieder unterbrochen von tagelangen Rückzügen, in denen sie ihr Zimmer nicht mehr verlässt, ausser um zum Kühlschrank und auf die Toilette zu gehen. Sie wäscht sich nicht, isst wahllos alles durcheinander, auch telefonisch ist sie nicht mehr zu erreichen. Die Mitbewohner\*innen lassen sie in Ruhe: Sie kennen das.

Nicole Reisers Eltern haben sich aus subproletarischen Verhältnissen hochgearbeitet. Beide haben eine Lehre abgeschlossen, der Vater ist erfolgreich in seinem Beruf, die Mutter wollte ihre begonnene Karriere nicht weiterführen, sondern Kinder, eine Familie haben. Mit dem Heranwachsen der Kinder zog sie sich immer mehr in sich selbst zurück. Ihre Tochter fehlte wegen Panikattacken oft tagelang in der Schule. Weil sie sehr intelligent ist, holte sie den Schulstoff aber schnell wieder nach – und so pendelte sich ihr Leben zwischen Angst und Panik einerseits, einer enormen Lebensenergie und einem sehr kreativen Tatendrang andererseits, ein.

Nicole Reisers Mutter hat Arbeit und Karriere nicht wieder aufgenommen – niemand weiss, warum. Als die Tochter 15 Jahre alt war, ging der Vater eine neue Beziehung ein und trennte sich von seiner Frau. Auf Wunsch seiner drei Kinder übernahm er das Sorgerecht.

### Das einzig Verbindende ist die Differenz

Nicole Reiser sagt in der Psychoanalyse, sie habe keine Kraft mehr, um die Schwankungen in ihrem Leben zu ertragen. Keine Kraft mehr, um sich gegen die Angstzustände zu wehren, ihnen etwas entgegenzusetzen. Ihre Energie sei bis jetzt von der Auflehnung gegen das Elternhaus gespeist worden und nun aufgebraucht. Die Psychoanalyse vermag sie anfangs zu beruhigen, sodass sie das Studium abschliessen und arbeiten kann. Doch Angst und Panik bleiben hartnäckig bestehen. Fortan geht es darum, die Ursache der Symptome zu erkennen, um Nicole Reiser aus diesem Teufelskreis auszulösen.

Die feministische psychoanalytische Bindungstheorie geht von der *intersubjektiven* Beziehung aus, einer anzustrebenden nicht-hierarchischen Bindung, die

# Im transgenerativen Prozess

Jeannette Fischer arbeitete 30 Jahre lang als Psychoanalytikerin in Zürich. Sie beschäftigt sich intensiv mit der Frage der Gewalt, Macht und Ohnmacht. Sie kuratierte hierzu Ausstellungen und drehte zwei Dokumentarfilme.

zwischen mindestens zwei Menschen besteht und auf die Gemeinschaft und Gesellschaft hochgerechnet werden kann. Im Unterschied zu einer hierarchischen, begründet sich die intersubjektive Beziehung auf der Differenz, die Differenz eines Ich zum anderen Ich. Das andere Ich ist – nicht nur in Bezug auf sein Geschlecht – per se different zu meinem Ich, es ist also nicht Ich. Die Anerkennung dieser Differenz ist sehr wichtig, weil sie in der Beziehung mit einem Gegenüber bestätigt, dass das einzig Verbindende die Differenz ist.

In hierarchischen Beziehungen, das heisst in Bindungen, die von einem Gefälle geprägt sind – und das sind die meisten – wird diese Differenz mit der Begrifflichkeit des Defizits ersetzt. Demzufolge weist das eine Ich gegenüber dem anderen Ich ein Defizit auf. Auf diese Weise wird die Bindung hierarchisch organisiert. Erst in dieser Form der Bindung werden Rollen zugewiesen, werden unter anderem geschlechtsspezifische Rollen definiert und tradiert. Eine Rolle definiert das Verhältnis zu einem anderen Ich und zur Gesellschaft, und in der Identifikation mit der Rolle auch das Verhältnis zu sich selbst. Rollen-

zuschreibungen sind Unterdrückungs- und Repressionsinstrumente, garantieren jedoch die Akzeptanz in der Gemeinschaft. Mit einer Anpassungsleistung können wir den Ausschluss aus dieser Gemeinschaft verhindern beziehungsweise den Einschluss garantieren und damit die Angst vor dem Verlust der Anerkennung beruhigen. Werden diese Anpassungsleistungen nicht mehr erbracht, wird ersichtlich, dass ein Beziehungsnarrativ fehlt, das über diese Rollenzuschreibungen hinwegtragen und das eigene Ich, auch das Ich in Gemeinschaft, sichern kann. So zieht sich Nicole Reisers Mutter aus der Welt zurück, obwohl sie begabt und gesund ist. Sie verfolgt ihre Karriere nicht weiter, gibt ihren Beruf, den sie passioniert ausgeübt hatte, auf. Und die Tochter bricht mit ihr ein, stürzt mit in diese Beziehungsleere, in diesen Abgrund. In der Gemeinsamkeit ihrer Ängste finden sich die beiden wieder. Obwohl Angst ein trennendes Moment ist, wird es hier zu einem verbindenden.

## **Angst lähmt**

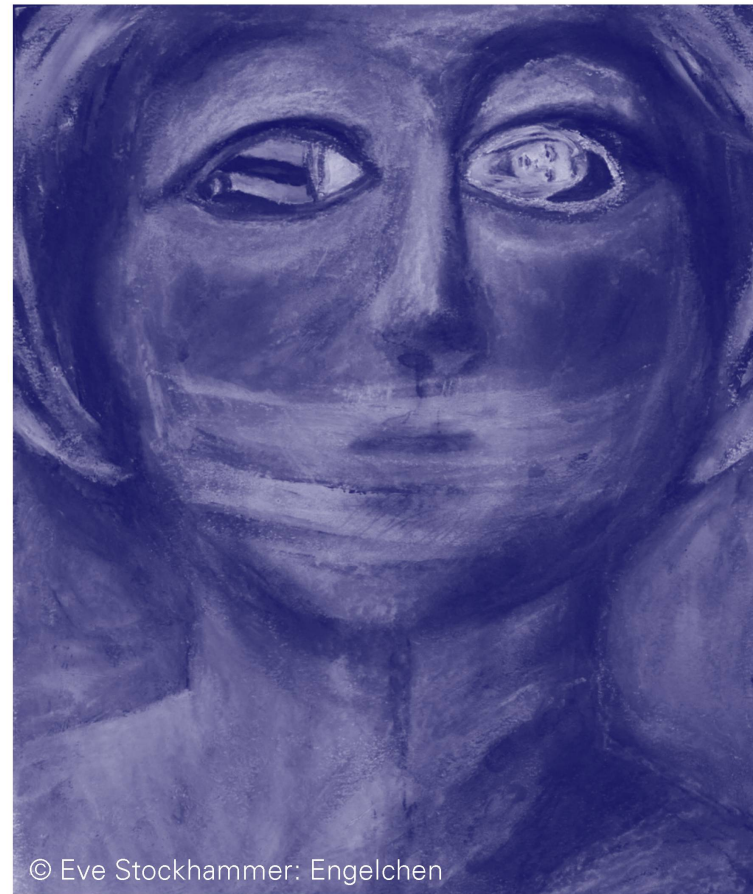
Angst ist kein Gefühl, das wir brauchen, um uns vor Gefahren zu schützen – obwohl das viele behaupten.

# Im transgenerativen Prozess

Die Furcht genügt uns als Schutz: Sie ermöglicht als instinktive, die Aufmerksamkeit erhöhende Reaktion entsprechende Abwehrmassnahmen. Angst hingegen ist das Symptom eines Beziehungsbruches, in dem die «Anerkennung des Anderen als anders» gebrochen und in ein Machtverhältnis umgewandelt wird. Dieser Bindungsbruch geht mit dem Verlust des Gefühls der Aufgehobenheit einher.

Angst bedeutet eine Trennung von sich selbst und der Welt. Sie führt die Ich-Entfremdung, die in der Zuweisung einer Rolle und in der Identifikation des Ich mit dieser Rolle bereits besteht, weiter. Weil eine Rolle den Menschen fixiert, ist er der Freiheit beraubt, sein Ich entfalten zu können, wachsen zu können, sich zu entwickeln und an der Gestaltung der Welt mitzuwirken.

Die Angst bindet die libidinösen Kräfte, die Lebensenergie, die ich in der Folge die *Aggressionen im Dienste des Ich* nenne, diejenigen Kräfte also, die uns ermöglichen, uns zu wehren, uns für unser Ich einzusetzen, ehrgeizig zu sein, zu geniessen. Angst bindet sie zurück, worauf sie implodieren und unter anderem zu Depressionen, Essstörungen und Panikattacken



© Eve Stockhammer: Engelchen

führen können. In der Beziehungslücke sind diese Kräfte gebrochen: Auf der Unterlage einer Falltüre kann ein Ich sich nicht entwickeln. Die Anpassung an die zugeschriebenen Rollen vermag darüber hinwegzutäuschen und hinwegzuhelfen, gleichzeitig versorgt sie den bestehenden Machtdiskurs mit «Stabilität». Denn Anpassung erfordert Unterwerfung und einen

mehr oder weniger grossen Anteil an Selbstaufgabe. Im Austausch dafür gewährleistet sie einen Schutz vor Beziehungsverlust. Obwohl hierarchische Beziehungen per se gewalttätig sind, vermögen sie die Angst vor dem Ausschluss aus Gemeinschaft zu beruhigen und die Unterwerfung als das kleinere Übel auf sich zu nehmen.

Mit der Anerkennung des Anderen als Nicht-Ich hingegen, in der intersubjektiven Beziehung, wird es möglich, ein Ich zu entwickeln. Weil das Ich keine feste Grösse ist, sondern sich nur in Beziehung zu einem und mehreren anderen Ich bilden und immer wieder neu bilden und verorten kann, sind wir auf Gemeinschaft angewiesen, ja von ihr abhängig. Hingegen ist die Idee, dass Ich eine fixe Grösse ist, die erreicht und anschliessend beibehalten, geschützt und verteidigt werden soll, letztlich nur mit tradierten Rollenzuschreibungen umsetzbar.

Es fehlt also ein Beziehungsnarrativ, das Aufgehobenheit in der Gemeinschaft verspricht, ohne auf Autonomie, auf die Entfaltung von Ich verzichten zu müssen. Ein Beziehungsnarrativ, das sich nicht am Defizit orientiert. Tradiert werden stattdessen Beziehungs-

brüche, Beziehungslücken, die sich bei Frau Reiser in Angst und Panik ausdrücken und bei ihrer Mutter in einem Rückzug aus Gemeinschaft und beruflicher Entfaltung. Schläge und andere Gewaltakte sind Versuche, solche Brüche zu verhindern. Ich rechtfertige damit nicht Gewalt, sondern weise darauf hin, dass es sich um ein strukturelles Problem handelt, ein Problem der bestehenden Herrschaftsverhältnisse. Und indem wir die uns zugeschriebenen Rollen übernehmen, fixieren wir diesen Machtdiskurs und leisten der Entwertung und Entfremdung von uns allen und der Individualisierung des Problems Vorschub. Nur im Narrativ einer intersubjektiven Beziehung werden diese Rollen obsolet, denn es geht um die Grundbedürfnisse des Menschen, die weder Aufschub noch Verzicht erlauben: nämlich aufgehoben zu sein in der Gemeinschaft, ohne auf Autonomie, Entfaltung und Wachstum verzichten zu müssen. Hier wird weder mit Schuld noch mit Angst gehandelt.

## **Schuldgefühle verbinden**

Eine andere Möglichkeit, Beziehungen zu sichern, sind Schuldgefühle. Kaum jemand ist frei davon. Gerade

# Im transgenerativen Prozess

hat Barbara Bleisch, Philosophin und Redaktorin der «Sternstunde», ein Buch darüber veröffentlicht mit dem Titel: «Warum wir unseren Eltern nichts schulden».

Die Beziehungen in einem Machtgefälle orientieren sich, wie bereits erwähnt, am Defizit. Schuldgefühle sind dabei unerlässlich, sie dienen der Beziehung als Bindemittel und Kitt. Mit Schuldgefühlen bestätigen

wir die Hierarchie und schaffen ein defizitäres Verhältnis oder gleichen uns einem an. Ob wir «Schuldiger\*innen» sind oder «Gläubiger\*innen», ist nicht von Belang – beide Rollen sind dem Herrschaftsdiskurs inhärent und bestätigen, stabilisieren ihn. Wir machen laufend die Erfahrung, dass wir nur schwer aus unseren Schuldgefühlen herausfinden. Überall machen sie sich bemerkbar, in fast allen Beziehungen sind sie fester Bestandteil. Man kann die Schuld verleugnen, man kann sich von ihr lossprechen, man kann sie abarbeiten, man kann sie als gerechtfertigt anerkennen – der Versuch, einen Umgang mit ihr zu finden, lenkt von der Erkenntnis ab, dass es ihre *Funktion* ist, Bindemittel in hierarchischen Beziehungen zu sein.

## **Von der Schwierigkeit, den Diskurs des Defizites zu verlassen**

Vor diesem Hintergrund funktioniert auch die Beziehung von Nicole Reiser mit ihrer Mutter. Ihre Angst ist Ausdruck einer Ruptur in dieser Bindung. Je älter die Tochter wird, umso mehr zieht sich die Mutter zurück. Nicht im Sinne eines Loslassens, eines Gehens, sondern eines Bruches. Sie ist nicht mehr



© Eve Stockhammer: Survivant

erreichbar für die Tochter, interessiert sich nicht mehr für sie, hat sie «abgehängt». Das Einzige, was die Beziehung aufrechterhält, sind die Bemühungen der Tochter – angetrieben von Schuldgefühlen – der Mutter etwas zuliebe zu tun, sie zu entlasten, sie partizipieren zu lassen an ihrem Erfolg, der sich in der Zeit einstellt, in der sie nicht wie gelähmt in ihrem Zimmer liegt. Dieser Bruch ist einerseits begründet im fehlenden Beziehungsnarrativ, wenn die Rollen nicht mehr «tragen», wenn die Mutter aus ihrer Pflicht entlassen worden ist, und andererseits ist der Bruch aber auch ein Ausdruck des Neides: Der Verlust des Gefühls der Aufgehobenheit, das weiss auch die Mutter, beschädigt, bricht die *Aggressionen im Dienste des Ich*, die Tochter bleibt ohnmächtig eingeschlossen in sich und in ihrem Zimmer.

Die Schuldgefühle der Tochter sind ein Beziehungsangebot an die Mutter. Sie sind auch ein Schutz vor dem mütterlichen Neid und vor der Feststellung, dass für die Ablösung, die mit einem Rollenverlust einhergeht, keine Beziehungskonzepte vorhanden sind. Die Schuldgefühle vermögen die Angst vor einem endgültigen Bindungsbruch teilweise zu beruhigen.



Die Beziehungslücke wird gefüllt mit der «Währung Schuld», die Beziehung innerhalb eines hierarchischen Narrativs gewährt, eines Narrativs, in dem das

Defizit zur Beziehungsgrundlage wird und damit zum Antrieb für Wettbewerb. Auch denjenigen zwischen Mutter und Tochter.

Es besteht kein Beziehungsnarrativ mehr für die Mutter: Weil sie von den Kindern nicht mehr gebraucht wird, zieht sie sich zurück. In sich selber eingeschlossen, vermag sie der Tochter keinen Bindungsboden mehr zu geben; ihr fehlt die Antwort auf die Trennung. Sie wird zu einer Mutter, der man etwas schuldig ist, die man aus Schuldgefühlen besucht, die sich verraten fühlt in ihrer Rolle. Es besteht kein Narrativ für die Tochter, die diese Leerstelle mit von Schuldgefühlen getriebenen Bemühungen zu überbrücken und zu füllen versucht.

Das Moment, das die Mutter tradiert, ist der Bruch der Beziehung anstelle der Trennung, der Ablösung von der Tochter ohne Beziehungsrückzug. Tradiert wird damit gleichzeitig der Bruch der Beziehung zu sich selbst, weil der klassischen Rolle der Mutter – nicht aber ihrer Funktion und Pflicht als Mutter – bereits eine Form der Selbstaufgabe inhärent ist. Dieser Bruch mit sich selbst muss gesühnt, gerächt oder belohnt werden. Die Schuld dafür liegt in den Händen

der Tochter, die auch Kinder gebären wird – oder soll, so die Rollenerwartung.

Obwohl dieses Beispiel eine beachtliche Symptomatik aufweist, können wir nicht von uns weisen, dass unsere alltägliche Angst Hinweis ist auf Unterdrückung und Zuweisung von Rollen, von Geschlechterrollen, und damit Teil unseres Beziehungs- und Rollennarrativs bildet.

Es ist an der Zeit für ein Narrativ ausserhalb der Angst, ausserhalb der Schuld, ausserhalb der Hierarchie, für eines, das uns Menschen intersubjektiv weiterträgt. So lange aber die Angst befürwortet wird als notwendiges Gefühl und die Schuldgefühle als notwendiges Übel, so lange werden die bestehenden Machtverhältnisse konsolidiert und die Rollen, nicht zuletzt als Schutz vor Ausgrenzung, zementiert.

#### **Veröffentlichungen der Autorin zum Thema:**

- Psychoanalytikerin trifft Marina Abramovic. Scheidegger&Spiess, Juni 2018.
- Angst – vor ihr müssen wir uns fürchten. Stroemfeld Frankfurt a.M. & Basel, November 2018.

## La peur comme point de basculement

JEANNETTE FISCHER, TRADUCTION: ALEXANDRA CINTER • Nicole Reiser, 30 ans, est à la recherche d'une psychanalyste, car elle souffre d'attaques de panique et d'anxiété. Elle est sur le point de terminer sa deuxième formation. C'est une période difficile, ponctuée de journées où la jeune femme se cloître dans sa chambre, qu'elle ne quitte que pour se chercher à manger dans le frigo ou pour aller aux toilettes. Ces jours-là, elle ne se lave pas, se nourrit de façon anarchique et ne répond pas au téléphone. Ses colocataires laissent tranquille, ils ont l'habitude.

Issus d'un milieu extrêmement modeste, les parents de Nicole ont réussi à gravir les échelons. Ils ont tous deux terminé un apprentissage, le père a réussi professionnellement, quant à la mère, elle a choisi d'interrompre sa carrière pour fonder une famille et élever ses enfants. Mais à mesure que ceux-ci ont grandi, elle s'est repliée sur elle-même. Sa fille manquait souvent des jours entiers d'école en raison d'attaques de panique. Etant très intelligente, elle parvenait toutefois à rattraper rapidement la matière. Sa vie se partageait ainsi entre ces attaques de panique, d'une part, et une immense force de vie, un dyna-

misme et une grande créativité d'autre part. La mère de Nicole Reiser n'a jamais repris son travail ni sa carrière, sans que personne ne sache pourquoi. Alors que sa fille avait quinze ans, le père a rencontré une autre femme et quitté la mère de Nicole. Il a obtenu la garde de ses 3 enfants, à la demande de ceux-ci.

### La seule chose qui nous lie c'est la différence

Au cours de la psychanalyse, Nicole Reiser confie ne plus avoir la force de supporter les fluctuations de son existence. Plus la force de lutter contre l'anxiété, de lui faire face. Elle dit avoir épuisé son énergie, laquelle se nourrissait jusqu'alors de sa révolte envers ses parents. Au début, la psychanalyse parvient à la tranquilliser, lui permet de terminer ses études et de travailler. Mais l'angoisse et la panique persistent. Il s'agit alors d'identifier l'origine des symptômes, pour permettre à la jeune femme de sortir de ce cercle vicieux.

La théorie psychanalytique féministe du lien s'appuie sur la relation *intersubjective*, soit sur un lien qui se veut non hiérarchique, existant entre au moins deux personnes et pouvant être étendu à la communauté

# Dans le processus transgénérationnel

Jeannette Fischer a travaillé durant 30 ans comme psychanalyste à Zurich. Elle s'intéresse en particulier à la question de la violence, du pouvoir et de l'impuissance. Elle a organisé sur le sujet plusieurs expositions et réalisé deux films documentaires.

ainsi qu'à la société. Contrairement à la relation hiérarchique, la relation intersubjective repose sur la différence, celle entre un Je et un autre. Le Je de l'autre est per se différent du mien – et pas seulement de par son genre –, il n'est donc pas moi. La reconnaissance de cette différence est fondamentale, parce qu'elle valide le fait que, dans la relation à autrui, la seule chose qui nous relie, c'est la différence.

Dans les relations hiérarchiques, c'est-à-dire dans les liens qui sont caractérisés par une inégalité – et ce sont la majorité –, cette différence est remplacée par la notion de déficit. L'un des Je y présente un déficit par rapport à l'autre. De cette manière, le lien s'organise de façon hiérarchique. C'est dans cette forme de lien que les rôles sont attribués, que sont définis et perpétués notamment les rôles fondés sur le genre. Un rôle définit le rapport qu'un Je entretient avec un autre Je ainsi qu'avec la société. Par un phénomène d'identification, il définit également le rapport du sujet à lui-même. Si ces rôles prédéfinis sont des instruments d'oppression et de répression, ils nous garantissent néanmoins d'être acceptés par la communauté. En nous y adaptant, nous pouvons éviter

d'être exclus de cette communauté, autrement dit nous assurer d'y être intégrés et ce faisant, calmer notre peur de perdre sa reconnaissance.

Lorsque cette adaptation n'a plus lieu, on constate qu'il manque un modèle de lien [ein Beziehungsnarrativ], qui nous permette de dépasser ces rôles assignés et de garantir notre propre Je, également au sein de la communauté. Ainsi, la mère de Nicole Reiser se retire du monde alors qu'elle est talentueuse et en bonne santé. Elle ne poursuit pas sa carrière, abandonne un métier qu'elle a pourtant exercé avec passion. Et sa fille s'enfoncé avec elle, elle aussi précipitée dans ce vide relationnel, dans cet abîme. Toutes deux se retrouvent dans ces angoisses qu'elles ont en commun. Bien que la peur soit un état séparant, elle est ici liante.

## **La peur paralyse**

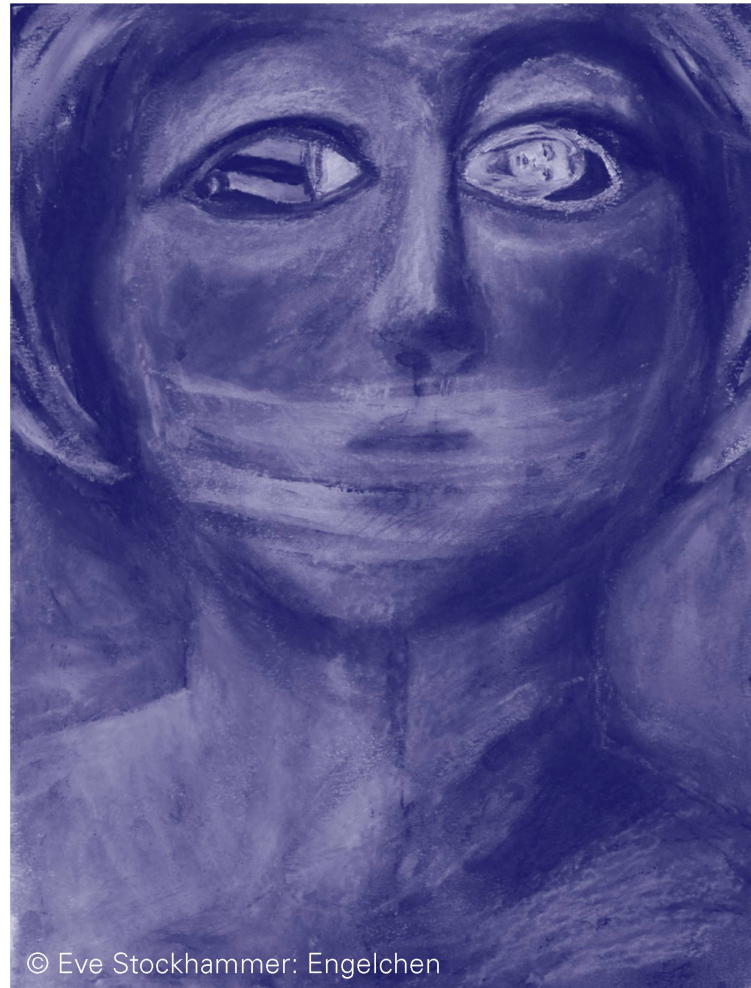
Bien que beaucoup le prétendent, la peur n'a pas pour fonction de nous protéger du danger. La crainte suffit à remplir ce rôle: en tant que réaction instinctive qui accroît l'attention, elle permet de prendre les mesures défensives adaptées. La peur en revanche est

# Dans le processus transgénérationnel

le symptôme d'une rupture de lien, où « la reconnaissance de l'autre comme différent » est annihilée et se transforme en relation de pouvoir. Cette rupture de lien va de pair avec la perte du sentiment de sécurité.

La peur implique une séparation entre soi et le monde. Elle prolonge l'aliénation du Je qui est déjà à l'œuvre dans l'assignation des rôles et dans l'identification à ces derniers. Parce qu'ils figent l'être humain, ces rôles lui ôtent la liberté de déployer son propre Je, de grandir, de se développer et de contribuer à façonner le monde.

La peur musèle les forces libidinales, l'énergie vitale, que je nomme par la suite *agressivité au service du Je*, ces forces donc, qui nous permettent de nous défendre, de nous engager pour nous-mêmes, d'être ambitieux, de prendre du plaisir. La peur les retient, si bien qu'elles implosent et peuvent entre autres mener à la dépression, aux troubles alimentaires ou aux attaques de panique. Dans le vide relationnel, ces forces sont brisées: le Je ne peut se développer sur une base instable. Si l'adaptation aux rôles qui nous sont attribués peut masquer ce phénomène ou nous aider à le surmonter, elle n'en contribue pas



moins à « stabiliser » le discours de pouvoir existant. Car l'adaptation nécessite de la soumission, et une plus ou moins grande part de renoncement à soi. En contrepartie, elle nous offre une protection contre la perte du lien. Bien que les relations hiérarchiques

# Dans le processus transgénérationnel

soient *per se* violentes, elles permettent de calmer la peur d'être exclu de la communauté et de supporter l'assujettissement, considéré comme un moindre mal.

À l'inverse, avec la relation intersubjective et la reconnaissance de l'autre comme un Non-Je, il devient possible de développer son Je. Comme celui-ci n'a pas de taille prédéfinie et ne peut se former, se réinventer et se situer qu'en rapport à un ou plusieurs autres Je, nous sommes tributaires de la communauté, donc dépendants d'elle. Inversement, l'idée selon laquelle le Je a une taille définie, qu'il s'agit d'atteindre puis de conserver, de protéger et de défendre, n'est en fin de compte applicable qu'avec l'attribution des rôles prédéfinis.

Il manque donc un modèle relationnel, qui promette la sécurité au sein de la communauté, sans qu'il faille pour autant renoncer à l'autonomie et à l'épanouissement du Je. Un modèle qui ne soit pas basé sur le déficit. Au lieu de cela, les ruptures et les vides relationnels sont transmis, qui s'expriment comme chez Nicole Reiser par de l'anxiété et de la panique et chez sa mère par le retrait hors de la communauté et

le renoncement à un épanouissement professionnel. Les coups et autres actes de violences sont des tentatives pour empêcher ces ruptures. En disant cela, je ne justifie pas la violence, mais attire l'attention sur le fait qu'il s'agit d'un problème structurel, un problème relevant des rapports de domination existants. En endossant les rôles qui nous sont attribués, nous conso-



© Eve Stockhammer: Survivant

lidons ce discours de pouvoir et nous contribuons à notre dévalorisation et notre aliénation à tous, de même qu'à l'individualisation du problème. Ce n'est que dans un modèle relationnel basé sur l'intersubjectivité que ces rôles deviennent obsolètes. Il en va en effet des besoins fondamentaux de l'être humain, qui ne souffrent ni report ni renoncement : être porté par la communauté, sans devoir renoncer à son autonomie, à son épanouissement ou à sa croissance. Ici, on n'agit ni avec peur, ni avec culpabilité.

## **Le sentiment de culpabilité comme ciment relationnel**

Une autre possibilité s'offre à nous pour sauvegarder la relation : le sentiment de culpabilité. Presque personne n'y échappe. Barbara Bleisch, philosophe et rédactrice de l'émission « Sternstunde », a publié un livre sur le sujet, « Warum wir unseren Eltern nichts schulden » [Pourquoi nous ne devons rien à nos parents].

Comme mentionné précédemment, les relations où le pouvoir est inégal reposent sur la notion de déficit. Le sentiment de culpabilité y joue un rôle essentiel, celui de liant relationnel, de mastic. Avec ce

sentiment, nous validons la hiérarchie et nous créons un rapport déficitaire ou nous nous adaptons à celui-ci. Que nous soyons « débiteur » ou « créancier » est sans importance – les deux rôles sont inhérents au discours de domination et le renforcent, le stabilisent. Nous faisons continuellement l'expérience de la difficulté que nous avons à sortir de notre culpabilité. Ce sentiment s'observe partout, il fait partie intégrante de presque toutes les relations. Nous pouvons le nier, nous pouvons nous en déclarer dépourvus, nous pouvons travailler à nous en défaire, nous pouvons l'estimer justifié – la tentative de gérer ce sentiment nous détourne du constat que c'est sa *fonction* de créer du lien dans les relations hiérarchiques.

## **De la difficulté d'abandonner la logique du déficit**

Cette problématique est également à l'œuvre dans la relation entre Nicole Reiser et sa mère. L'angoisse de la jeune femme est l'expression d'une rupture du lien. Plus la fille grandit, plus la mère se retire, ce non pas au sens d'un lâcher-prise, où elle autoriserait son enfant à partir, mais au sens d'une rupture. Elle n'est plus disponible pour sa fille, ne s'intéresse plus à elle,

# Dans le processus transgénérationnel

elle l'a pour ainsi dire « lâchée ». La seule chose qui maintient la relation, ce sont les efforts de Nicole qui – poussée par un sentiment de culpabilité – tente de faire plaisir à sa mère, de la décharger, de la faire prendre part au succès qu'elle rencontre lorsqu'elle ne reste pas paralysée dans sa chambre. Cette rupture repose d'une part sur l'absence de modèle relationnel, laquelle survient lorsque les rôles ne « portent » plus, en l'occurrence ici lorsque la mère a été libérée de son devoir; mais elle est d'autre part également l'expression de la jalousie: la perte du sentiment de sécurité – et la mère le sait – abîme, brise *l'agressivité au service du Je*; la fille demeure impuissante, repliée sur elle-même et enfermée dans sa chambre.

La culpabilité de la fille envers sa mère est une proposition de relation. Ce sentiment offre également une protection contre la jalousie maternelle, de même que contre le constat qu'il n'y a pas de concepts relationnels à disposition pour appréhender la séparation qui accompagne la perte d'un rôle. La culpabilité permet de calmer en partie l'angoisse d'une rupture définitive. Le vide relationnel est rempli par la « valeur culpabilité », la relation conservée à l'intérieur d'un modèle



© Eve Stockhammer: Sonnenaufgang

hiérarchique, dans lequel le déficit sert de base relationnelle et devient un moteur de compétition, également entre mère et fille. La mère ne dispose plus de modèle relationnel. Ses enfants n'ayant plus besoin

# Dans le processus transgénérationnel

d'elle, elle se retire. Repliée sur elle-même, elle ne parvient plus à offrir à sa fille un socle relationnel; il lui manque la réponse à la séparation. Elle devient alors une mère à qui l'on est redevable, à qui l'on rend visite par obligation, qui se sent trahie dans son rôle. La fille ne disposant d'aucun modèle relationnel, elle s'efforce, poussée par un sentiment de culpabilité, de combler et de remplir cet espace vide.

La situation charnière que la mère transmet est celle d'une rupture au lieu d'une séparation, d'un détachement sans désengagement relationnel. Est également transmise la rupture dans la relation à soi-même, car le rôle maternel classique – et non pas la fonction ou les responsabilités de mère – comporte déjà une forme de renoncement à soi. Cette perte de lien à soi-même doit alors être expiée, vengée ou récompensée. La fille se retrouve avec cette responsabilité sur les bras, elle qui aura à son tour des enfants, ou est censée en avoir, ainsi que la société l'attend d'elle.

Bien que l'exemple de Nicole présente une symptomatologie très marquée, nous ne pouvons nier que notre peur quotidienne soit le signe d'un refoulement

généralisé par les rôles qui nous sont assignés, dont les rôles de genre, et constitue ainsi une partie de notre modèle en matière de relations et de rôles.

Il est temps d'élaborer un modèle en dehors de la peur, en dehors de la culpabilité, de la hiérarchie, un modèle qui mène l'être humain vers l'intersubjectivité. Tant que la peur sera perçue comme une émotion incontournable et la culpabilité cautionnée en tant que mal nécessaire, les rapports de pouvoir existants continueront d'être renforcés et les rôles cimentés, notamment comme protection contre l'exclusion.

## Publications de l'auteur sur le sujet:

- Psychoanalytikerin trifft Marina Abramovic. Scheidegger&Spiess, juin 2018.
- Angst - vor ihr müssen wir uns fürchten. Stroemfeld, Frankfurt a.M. & Basel, novembre 2018.